

Conference of European Churches (CEC)
Tallinn,

Being European – A Sociological Assessment 2023 and Beyond

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

zunächst möchte ich mich ganz herzlich bedanken für die Einladung hierher nach Tallinn und zur Konferenz der europäischen Kirchen. Es ist mir wirklich Herzensanliegen, mit Menschen unterschiedlichster Couleur in den Dialog zu treten, denn meine Erfahrung zeigt, dass dieser Dialog sehr fruchtbar sein kann und mehr noch, dass er unbedingt notwendig ist. Notwendig nicht nur für Europa und für die Welt, in der wir gemeinsam leben, sondern auch für meine eigene Theorieentwicklung – sie lebt davon, und ich habe tatsächlich öfter festgestellt, dass in unterschiedlichen kirchlichen Kontexten sehr vieles von dem, was ich mir mühsam als Soziologe zusammenreime, schon vorgedacht und auch vorgelebt wird. Deshalb freue ich mich umso mehr über die Gelegenheit, hier mit Ihnen auch diskutieren zu können und mit Ihnen ins Gespräch zu kommen.

Lassen sich mich zu Beginn sagen, dass ich ein glühender Pro-Europäer bin, das heißt, ich bin davon überzeugt, dass der Weg in die Zukunft für uns nur über ein gemeinsames und starkes Europa führt, einfach und vor allem deshalb, weil ein Rückfall in nationalstaatliche Egoismen, wie wir gesehen haben und gerade sehen, auf der einen Seite nur zu Streit, Konflikt, Not und sogar Krieg führt, und weil auf der anderen Seiten die europäischen Nationalstaaten, auch Frankreich, England oder Deutschland, auf sich alleine gestellt und zu klein, schwach und unbedeutend sind in der globalen Welt, um irgendeinen positiven Einfluss zu haben. Aber zusammen ist Europa (noch) groß und stark genug, um auf die globale Welt einen positiven Einfluss auszuüben, und das sollte unser Ziel sein. Das heißt aber ganz klar und ganz entschieden: Ich verstehe Europa nicht als Kampfinstrument gegen andere: Als Waffe gegen China, oder gegen den Nahen Osten, oder gegen Russland oder gegen Amerika. Die großen Probleme der Menschheit: Seuchen, Klimawandel, Artensterben, riesige soziale Ungleichheit, aber auch wachsende soziale Einsamkeit und Sinnverlust und vor allem die Gefahr, die von nuklearen und anderen Massenvernichtungswaffen ausgeht, kann kein ‚Block‘ auf der Welt alleine lösen: Wir werden untergehen und sterben, wenn wir langfristig die Welt in Blöcke einteilen und dann in wechselseitiger Konkurrenz, Konfrontation und Feindschaft leben. Wir müssen aufhören, ständig ‚unsere Welt‘ (Europa) im Gegensatz zu der oder den anderen Welten zu denken. Aber wir sollten Europa nützen dafür, die Welt insgesamt – alles unter dem Himmel, wie Zhao Tingyang es nennt – zu einem besseren Ort zu machen. Das heißt übrigens auch, selbst wenn viele das hier vielleicht

nicht gerne hören, dass eine nachhaltige europäische Sicherheitsarchitektur langfristig Russland mit einbeziehen muss, weil wir sonst Konflikt, Feindschaft und Bedrohung und am Ende Krieg institutionalisieren, und es heißt darüber hinaus, dass die europäische Sicherheitsarchitektur langfristig nur Teil einer globalen Sicherheitsordnung sein kann, auf die wir hinarbeiten müssen – hinarbeiten müssen im offenen Dialog mit den Nicht-Europäern, also den Chinesen, den Indern, den Menschen im Nahen Osten und in Afrika und in Lateinamerika: Sie sind viel, viel mehr, und sie haben lange genug unter der europäischen Arroganz gelitten, und dem Dünkel der Europäer, es besser zu wissen, ja: besser zu sein, als die anderen und deshalb unsere Werte und unsere Ordnung ihnen aufzwingen zu müssen. Ich träume nicht von einem solchen imperialen, besserwissenden Europa, sondern von einem offenen, dialogisch angelegten, resonanten Europa, das seinem Wesen nach nicht auf Herrschen, Kontrollieren und Durchsetzen hin angelegt ist, sondern auf ‚hören und antworten‘. Hören und Antworten in der Bereitschaft und mit der Folge, sich selbst immer wieder zu verwandeln, zu transformieren, ohne von vorneherein das Ziel der Transformation festzulegen: Das ist der Kern von Resonanz, der Kern einer resonanten Weltbeziehung, die im Mittelpunkt meiner eigenen Soziologie und Philosophie steht. Ich träume also von einem resonanten Europa, von Europa als einem Resonanzraum. Was das bedeutet, möchte ich Ihnen nun im folgenden darlegen, wobei ich den Fokus auf die Frage lege, wie dieses Europa heute strukturell und institutionell verfasst ist und welche Rolle die Religion und die Kirchen bei der Transformation hin zu eine resonanten, demokratischen Europa spielen können, oder sogar spielen müssen. Meine These lautet dabei, dass Religion keineswegs ein Hindernis für resonante Demokratie sein muss, sondern, wenn sie auf die richtige Art und Weise verstanden und gelebt wird, durchaus eine wichtige, sogar zentral wichtige Ressource zur Ausbildung und Einübung resonanter Praktiken und Haltungen sein kann.

Resonanzen sind voraussetzungsreich, nicht nur in Bezug auf die Musik, sondern sie sind auch in der Gesellschaft voraussetzungsreich. Und sie sind es insbesondere in einer Gesellschaft, die ich versuche mit dem Begriff des rasenden Stillstandes zu beschreiben. Nach meiner Diagnose befindet sich Europa im Jahr 2023 im Kern in einer Situation des rasenden Stillstandes. Dieser Ausdruck umfasst zwei Dinge, zum einen, dass die moderne Gesellschaft westlichen, kapitalistischen Typs rast – und zwar aus strukturellen Gründen, sie muss geradezu rasen, zum anderen aber verharrt sie, oder ist sie erstarrt. Sie, und das heißt: Europa, hat den Sinn für die Bewegung verloren. Eine Gemengelade, die in gewisser Weise eine Kerneinsicht dessen ist, was ich als Soziologe zu erforschen versuche.

Wenn eine Gesellschaft gezwungen ist, sich permanent zu steigern, zu beschleunigen, sich voranzutreiben, aber den Sinn der Vorwärtsbewegung

verliert, dann ist sie in einer Krisensituation. Und die spannende Frage ist jetzt: Braucht so eine Gesellschaft eigentlich eine Institution wie die Kirche? Darüber möchte ich mit Ihnen nachdenken, denn diese Frage ist ja schon eine, die sich aufdrängt, sowohl in kirchlichen Kontexten, als auch darüber hinaus aus soziologischer Perspektive: Brauchen wir sowas hier? Oder ist das nur ein Anachronismus? Ist Kirche letzten Endes ein Überbleibsel aus einer anderen Form der Gesellschaft und auch aus einer anderen Form der Weltbeziehung?

Wenn man so argumentieren will, findet man schnell gute Gründe, dass man sagt: Ja, eigentlich passen Kirchen, passen Religionen eben nicht mehr in unser Zeitalter der Bastelreligiosität, wo jeder irgendwie sein eigenes Weltbild konstruiert, wo wir mindestens religiösen Pluralismus haben, in welchem eben sehr viele unterschiedliche Stimmen sehr unterschiedliche Deutungsangebote machen. Meine Studenten sagen das häufig, na ja, sagen sie, es gibt halt verschiedene Arten von Aberglauben, und Religion ist eine davon. Das ist sicherlich eine Weise, wie man die Gegenwart interpretieren kann. Zumindest kann man sagen, dass es eine Vielfalt an religiösen Angeboten gibt und der Staat organisierten religiösen Einrichtungen keine besondere Bedeutung beimessen sollte, weil es das Neutralitätsgebot verletzt: Warum haben wir einen Sonntag, wenn der Sonntag nur für die Christen heilig ist, aber der Freitag für die Muslime, der Samstag für Menschen jüdischen Glaubens und irgendwelche anderen Tage für andere Glaubensanhänger? Soll nicht besser jeder freimachen, wenn er freimachen will? Da geht's schon los und die gleiche Frage kann man natürlich an Weihnachten stellen – wobei dieses Fest ja selbst im traditionellen Europa an unterschiedlichen Tagen gefeiert wird – und im Blick auf die Schule allemal: Warum gibt es in Deutschland katholische und evangelische Religion als Schulfach, aber nicht Hippietum oder Hygge, oder ostkirchlichen Unterricht? Diese Fragen stellen sich, und sie werden ja auch wirklich gestellt und diskutiert. Man kann sogar argumentieren, dass Kirchen möglicherweise ein Störfaktor für die Gesellschaft sind, denn das Beharren auf dem arbeitsfreien Sonntag ist schlicht ein Nachteil im globalen ökonomischen Wettbewerb. Und wenn man dann auch noch dauernd Bedenken hat, dass Stammzellen nicht für die Forschung genutzt werden dürfen, dann ist das ebenfalls ein Nachteil im globalen Wettbewerb. Dann fallen wir halt zurück, so geht es in dieser Sichtweise weiter, dann kann man sagen: Kirche ist ein Anachronismus, der weder ins ideologischen Reservoir, noch in die Selbstdeutung einer modernen Gesellschaft hineinpasst, ein Anachronismus, der nur ein Problem ist. So könnte man erstmal an diese Frage, die ich eingangs gestellt habe, herangehen. Und, ehrlich gesagt, habe ich manchmal den Eindruck, dass Kirchenvertreterinnen und -vertreter diese Ansicht selbst irgendwie teilen.

Ich bin manchmal ein bisschen geschockt, wenn ich mit Leuten rede, die kirchlich engagiert sind und vielleicht sogar verantwortliche Positionen bekleiden, dann aber sagen: „Ja, das ist halt nun einmal so, dass uns eigentlich keiner mehr hören will und dass wir auch das Gefühl haben, wir haben vielleicht nichts zu sagen in den gegenwärtigen Krisen.“ Man könnte dann dreist zurückfragen: „Wie war das denn in der Corona-Debatte, die läuft ja immerhin noch? Impfpflicht – ja oder nein? Schulen schließen – ja oder nein?“ Gibt es da eine starke Stimme der Kirche, gibt es da eine Funktion, eine religiöse Autorität, die der Gesellschaft noch etwas zu sagen hätte, was sie sonst nicht zu sagen hat oder sich nicht zu sagen traut? Und vor allem: Haben Kirchen ein Recht, hier etwas zu sagen?

Und es gibt noch einen weiteren Krisenindikator, auf den mich jemand aus dem kirchlichen Kontext aufmerksam gemacht hat, nämlich bei der Feier einer theologischen Fakultät. Wenn er nach seinem Beruf gefragt worden sei, so erzählte mir dieser Jemand, dann sei es bis vor 30, 40 Jahren so gewesen, dass er stolz war, sagen zu können, er sei im kirchlichen Kontext tätig. Heute sei das etwas, wofür er sich eher schäme oder das anzugeben er besser gleich zu vermeiden versucht, indem er einfach sagt, er arbeite für eine wohlfahrtsstaatliche Einrichtung. Und das fand ich dann doch sehr interessant, denn wenn es schon so weit ist, dann sieht man: Es gibt ein Problem für die Kirchen, jedenfalls im west- und mitteleuropäischen Kontext, ein ziemlich großes sogar.

Und was ich jetzt eigentlich machen will, ist, Sie davon zu überzeugen – und zwar nicht als irgendwie religiöser Mensch, sondern als Soziologe –: Ja doch, Kirche kann eine wichtige, sogar eine sehr wichtige Rolle in dieser Gesellschaft spielen. Ganz einfach weil ich glaube, dass sie einer Gesellschaft etwas anzubieten hat. Ich meine damit aber nicht: Weil die Kirchen über fundamentale Wahrheiten verfügen und den Menschen sagen können und sollen, was zu tun und zu lassen ist. Nicht weil die Werte und die Moral der Kirche die richtigen sind und den anderen aufzuzwingen wären. Sondern weil die moderne Gesellschaft, und mithin die europäische, sich im atemlosen, rasenden Stillstand befindet, der einen ziemlich hohen Preis hat, denn wir merken ja, diese Gesellschaft sucht verzweifelt nach einer alternativen Form der Weltbeziehung, des In-der-Welt-Seins. Und wo kann diese Gesellschaft nach anderen Formen des In-Beziehung-Tretens zum Leben, sogar zum Universum, zum Kosmos, zur Natur suchen? Wo finden wir dieses alternative Reservoir?

Ich möchte im Folgenden darlegen, dass wir als Gesellschaft, als Europa, in einer ernsthaften Krise sind und dass wir durchaus religiöser Einrichtungen, Traditionen, Praktiken, Gedankengebäude, Überzeugungen, Riten bedürfen, um da vielleicht noch herauszufinden. Ich will den Grundgedanken deutlich

machen, dass es dieser Gesellschaft massiv am hörenden Herzen mangelt – in politischer Hinsicht und in allen möglichen anderen Hinsichten auch. Und deshalb brauchen wir Ideen, Praktiken und dergleichen mehr, die uns deutlich machen, was das eigentlich heißen könnte – ein hörendes Herz zu haben. Elemente einer Antwort können wir in religiösen Kontexten durchaus finden. Dabei will ich allerdings nicht bestreiten, dass Kirchen selbst oft kein hörendes, sondern oft genug ein taubes, hartes, stählernes Herz haben: Wenn kirchliche Autoritäten Wahrheiten einfach verkünden und durchsetzen wollen, dann fehlt es ihnen am hörenden Herzen in jeder Hinsicht.

Zur Entwicklung meiner These muss ich mit einer genaueren Diagnose der Gesellschaft anfangen. Ja, die habe ich schon oft vorgetragen, aber ich will sie gern nochmal im Kern darlegen und vielleicht auch zuspitzen.

Manche sagen, es gibt *die* Gesellschaft gar nicht, sondern es gibt *politische* Ereignisse und Prozesse und Institutionen und ebenso gibt es wirtschaftliche, religiöse, rechtliche, sportliche, und die existieren alle nebeneinander. Ich allerdings glaube, dass man Gesellschaft schon als kollektiven Singular gebrauchen kann, dass es schon so etwas gibt wie eine Gesamtheit, eine Totalität der Gesellschaft, in der die verschiedenen Institutionen und die Menschen zusammen wirken und sich gegenseitig auch prägen. Die Grundform dieser Gesellschaft beschreibe ich mit dem Begriff der dynamischen Stabilisierung. So definiere ich eine moderne Gesellschaft. Eine Gesellschaft ist modern, wenn sie sich nur dynamisch stabilisieren kann, das heißt, wenn sie systematisch und strukturell auf permanente Steigerung angewiesen ist, um sich zu reproduzieren und den institutionellen Status quo zu erhalten.

Ich sage nicht, dass es historisch etwas Besonderes ist, dass unsere europäische Gesellschaft beschleunigt. An der Stelle kriege ich immer Ärger mit Historikerinnen und Historikern, die mich darauf hinweisen, dass frühere Gesellschaften auch beschleunigte waren; dass es super beschleunigte Zeiten gab und dass Wachstum auch in anderen Kontexten zu beobachten gewesen sei. Und ja, natürlich, schauen wir uns Bevölkerungswachstum oder Zivilisationsentwicklung an, sehen wir eigentlich immer so etwas wie eine Beschleunigungskurve, sodass man sagen kann: Hier schreibt sich die moderne Gesellschaft nur ein in einen längerfristigen historischen Zeithorizont.

Aber das Besondere an meiner Definition ist nicht, *dass* die Gesellschaft wächst, zum Beispiel in der Bevölkerung, oder auch in der ökonomischen Produktion, oder dass sie beschleunigt in vielerlei Hinsichten, sondern, dass sie das *muss*, um den Status quo zu erhalten. Eigentlich kann man das ganz leicht mit Max Weber nachvollziehen, der sagt, die meisten Gesellschaften,

die wir kennen, vor der modernen waren bedarfsdeckend. Sie hatten einen sehr genauen Sinn dafür, was man braucht, um zu überleben. Wir brauchen so und so viel Brot oder diese Menge an Getreide, um über den Winter zu kommen; so und so viel Heizmaterial, ein gutes Haus, ein paar Kleider, zwei Hosen vielleicht, und dann habe ich, was ich brauche. Und das stelle ich immer wieder her: Wenn die Hose kaputt ist, repariere ich sie und wenn ich sie nicht mehr reparieren, nicht mehr stopfen kann, dann stelle ich sie identisch wieder her. Natürlich gehört zu dem was, wir brauchen nicht nur das Haus und die Nahrung und die Kleidung, sondern auch das, was wir jetzt je nach historische-kulturellem Kontext für den religiösen Kultus, für den Ritus brauchen, für den Tempel zum Beispiel oder für die Priesterinnen und Priester. Das heißt es gibt einen Sinn dafür, was man braucht und natürlich ändert sich der historisch. Warum ändert er sich? Zum Teil durch Umweltbedingungen, mal steht ein Feind vor der Tür, mal ändert sich das Klima, mal verknappt sich irgendein Rohstoff, den ich brauche. Das alles treibt dann Innovation voran und natürlich kommt hinzu: Menschen sind auch neugierig, sie wollen neue Dinge ausprobieren und plötzlich entdecken sie was Spannendes, und wenn das gut ist, dann wird das oft auch als kulturelle Innovation umgesetzt, wenn auch nicht immer.

Wenn man sich also historisch durch Gesellschaften durchdenkt, dann sind die natürlich nicht statisch, sondern gehen immer mit Innovation und Veränderung einher, und oft hat diese eben mit Beschleunigung und Wachstum zu tun. Ich glaube, dass Ian Morris und andere Wissenschaftler recht haben, wenn sie sagen, dass es hilfreich ist, auf den Energiehaushalt zu schauen: Menschen brauchen Energie, um Energie zu gewinnen. Nahrung ist die wichtigste Form der Energie, und dann natürlich auch Heizung – in unseren Breiten jedenfalls; und so wäre die Frage: Wie kriege ich eigentlich genügend Energie, um über den Winter zu kommen? Oder einfach, um leben zu können? Die Historikerinnen und Historiker stellen dann fest: Häufig mussten Menschen über Jahrtausende hinweg – oder überhaupt Lebewesen – genau so viel Energie einsetzen, wie sie brauchen, um das Ziel zu erreichen, also zum Beispiel, um leben zu können. Und deshalb ist es natürlich so: Wenn die Menschen eine Entdeckung machen, zum Beispiel, weil sie neugierig sind, dann zeigen die Zeugnisse, dass sie folgenreich werden, wenn man mit weniger Aufwand das gleiche Energieniveau reinkriegen kann. Also zum Beispiel, wenn wir Nahrung kochen, braten oder backen – oder noch einen Schritt davor, das Feuer erfinden – dann können wir mit viel weniger Energieaufwand die gleiche Menge an Energie für unseren Metabolismus rauskriegen. Und wenn wir Menschen das bemerken, dann machen wir das natürlich so. Auf diese Weise kann man eigentlich anhand der Geschichte ziemlich gut nacherzählen, wie es möglich wurde, mit dem gleichen Energieaufwand mehr rauszukriegen, Morris spricht von

Energy Capture. Natürlich funktioniert als Innovationsprinzip auch, mit *weniger* Aufwand genau die Energie zu bekommen, die ich brauche.

Deshalb behaupte ich also nicht, frühere Gesellschaften seien statisch. Aber diese – unsere – Gesellschaft hat das Problem, dass sie, um das Bestehende zu erhalten immer *mehr* Energie aufwenden muss. Ich würde sagen, das ist – und so hat es auch Max Weber definiert –, das ist eigentlich strukturell und systematisch irrational. Sie sehen es am besten in der Wirtschaft: Sie müssen – ob Sie jetzt ein Unternehmen sind oder ein Bundesland, eine Stadt oder ein Land, die EU oder sonst was – Sie müssen sich *permanent* steigern. Das heißt, Sie müssen Wirtschaftswachstum erzielen, Produktivität erhöhen, stetige Produkt- und Prozessinnovation anstreben. Wir sehen das gerade jetzt: In der neuen Ampelregierung sind sich alle drei Parteien einig: „Wir brauchen Wachstum!“, „Der Wachstumsmotor muss in Gang kommen!“, „Wir wollen aus der Krise herauswachsen!“, sagt der deutsche Kanzler Olaf Scholz. Und mit ihm sagen es ALLE europäischen Regierungschefs, Russland eingeschlossen, und China und Indien und Saudi Arabien und die USA auch. Und ich frage Sie ziemlich direkt: *Wo wollen Sie denn genau wachsen, jedenfalls in Deutschland?* Ich würde das wirklich gerne mal mit diesen Herren diskutieren. Wo wollen Sie wachsen? Sollen wir mehr Autos kaufen? Ich will nicht infrage stellen, dass Mercedes, BMW und VW davon leben, wenn mehr Autos gekauft werden. Natürlich sagen die, dass es ein gutes Jahr war, wenn sie mehr Fahrzeuge verkauft haben. Oder größere Fahrzeuge mit mehr PS und mehr Tonnage oder so, es muss Value, es muss sozusagen Wert produziert werden, aber der wird halt hauptsächlich über *mehr* Autos und *mehr* Lastwagen produziert. Da können wir dann lange grüne Fantasien haben, die Automobilbranche bleibt eine der zentralen Wachstumsbranchen in Deutschland.

Robert Habeck, der grüne deutsche Wirtschaftsminister, wird dann vielleicht sagen: „Nein, ich will nicht in der Automobilindustrie wachsen“, also lautet die Rückfrage: Vielleicht in der Flugzeugbranche?!. Da wachsen wir auch, sogar mit am stärksten, die Flugzeugkurve ist fast senkrecht nach oben gegangen – vor Corona jedenfalls, aber jetzt und vor dem Hintergrund der Klimakrise? Doch nicht wachsen, blöde Idee.

OK, dann also nicht in der Mobilität, dann wachsen wir vielleicht beim Hausbau? Im Moment boomt die Bauindustrie, wir reden sogar von einer Bauinflation, aber dann schauen Sie sich die Flächenversiegelung an, das ist ein riesiges Problem. Immer mehr Flächen werden besiedelt und damit versiegelt. Auf Dauer zu sagen, wir wollen im Häuserbau wachsen, ist also auch keine gute Idee.

Also wachsen wir woanders. In Computern und Smartphones? Die sowieso immer schneller ausgetauscht werden? Alle zwei Jahre schmeißen wir inzwischen Milliarden von Geräten weg. Ganz schlecht mit Blick auf seltene Erden, auf Coltan, Lithium und andere Ressourcen. Also wird jeder mit ein bisschen Hirn im Kopf sagen: „Nee, in dem Bereich wollen wir auch nicht unbedingt wachsen.“

Dann wachsen wir eben in der Nahrungsmittelindustrie, wäre der nächste Vorschlag. Das meiste Zeug, was wir an Essen wegwerfen, ist nicht besonders umweltschädlich, das Problem liegt woanders: Die, die das Essen kaufen könnten, wenn die Nahrungsmittelindustrie sagt, sie wolle wachsen, die sind sowieso schon übergewichtig. Das ist so! Die Gesellschaften, die sich mehr Nahrung leisten können, leiden an Übergewicht. Das kann man so platt wie pauschal sagen. Und wissen Sie, was die Nahrungsmittelindustrie deshalb macht? Sie sichert sich Wachstum dadurch, dass sie der Nahrung bestimmte Enzyme oder Zusatzstoffe beifügt, die das Sättigungssignal zwischen Magen und Hirn ausschalten, sodass wir weiter essen, auch wenn wir schon satt sind.

Also das Problem ist, dass wir in allen Branchen einfach weiterwachsen müssen, weil sonst die Arbeitsplätze nicht erhalten werden können, obwohl es sachlich längst keinen Sinn mehr macht zu wachsen. Es ist egal, durch welche Branche Sie gehen: Stichwort Kleidungsindustrie – wir werfen doch sowieso schon alles weg, obwohl es eigentlich noch gut und tragbar ist. Jede Kultur vor uns würde uns schon allein deshalb für geisteskrank halten. Wir werfen es weg, nur weil es nicht mehr modisch ist, da wollen wir also auch nicht wachsen. Auch die Pharmaindustrie wächst ständig, und im Hinblick auf Impfstoffe, wie wir das gerade während der Pandemie sehen, ist das auch gut. Ich will also gar nicht sagen, die Gesellschaft soll *nie* wachsen. Was ich aber sagen will, ist, dass sie nicht immerzu wachsen sollen *muss*, nur um das Bestehende zu erhalten. Ich finde das wirklich absurd, immer abstrakt von Wachstum zu reden. Wer konkret sagen soll, wo genau man wachsen sollte, der hat meist keine gute Antwort. Er oder sie wird dann wahrscheinlich sagen: In grünen Technologien, aber das ist nur eine Umgehung der substanzbezogenen Antwort, und es reicht auch niemals, die notwendigen Wachstumsraten zu erzielen.

Noch absurder ist, dass wir dieses ganze Wachstum ja gar nicht deshalb haben wollen, weil wir einfach gierig wären. Wir brauchen es, weil wir ohne Wachstum das gesamte bestehende gesellschaftliche Gefüge nicht mehr erhalten können. Wenn wir jetzt beschließen, wir wollen nicht mehr wachsen, dann haben wir nicht nur über Nacht jede Menge Arbeitslose und geschlossene Firmen, dann sinken auch die Steuereinnahmen des Staates, aber gleichzeitig steigen die Ausgaben, weil wir zum Beispiel das Wachstum

wieder in Gang bringen müssen, aber vor allen Dingen, weil wir diejenigen bezahlen müssen, die aus der Arbeit raus sind. Wir können dann die Renten nicht mehr bezahlen, das Gesundheitssystem nicht aufrechterhalten, der gesamte Pflegesektor würde noch dramatischer unterfinanziert werden oder auch die Kultureinrichtungen könnten nicht mehr bezahlt werden.

Das ganze System lebt also davon, dass wir jedes Jahr wachsen müssen. Und da, wo wir nicht wachsen müssen, müssen wir erst recht schneller werden. Nehmen Sie das Beispiel Japan: Das Land hatte viele Jahre kaum mehr Wachstum, aber dann wird der Beschleunigungs- und Effizienzdruck umso größer. Logisch, denn wenn alle mehr Autos produzieren können, dann ist es nicht so wahnsinnig wichtig, ob einer der Marktführer ist, oder der zweite, denn der Kuchen wird ja insgesamt größer. Wenn der Gesamtkuchen aber nicht größer wird, dann müssen Sie der billigste am Markt sein – und der Schnellste. Deshalb ist der Steigerungszwang dann noch größer.

In der Konsequenz sehen wir also: Wir leben in einem System, in dem wir jedes Jahr schneller werden *müssen*. Wir *müssen* beschleunigen, wir *müssen* innovativ sein, die Ersten, die das neue Produkt haben, die eEsten, die die besseren Produktionsweisen haben. Wir müssen sozusagen mehr produzieren, damit wir das Bestehende erhalten können. Das bedeutet auch, dass wir eigentlich jedes Jahr mehr physische Energie investieren müssen – egal, ob aus Wind, Sonne, Kohle, Atomkraft oder sonst woher. Wir brauchen immer mehr Energie, um das Steigerungsspiel am Laufen zu halten, das heißt, um das Bestehende zu erhalten.

An diesem Punkt sieht man nun die Irrationalität dieser Gesellschaft, der Gesellschaft europäischen Typs, noch einmal ganz deutlich. Ich glaube, es gab vorher keine Lebensform, die sich selber so eingerichtet hat, dass sie jedes Jahr *mehr* Energie braucht, nur um das Bestehende zu erhalten. Wir erinnern uns an Ian Morris und die Energieverhältnisse. Ich habe vorhin gesagt, historisch gesehen hat Wandel immer stattgefunden, wenn es möglich war, mit der gleichen Energie mehr Ertrag zu erzielen oder mit weniger Energie den gleichen Ertrag. Aber eine Gesellschaft, die systematisch sagt, wir stellen uns so auf, dass wir immer *mehr* Energie investieren, umsetzen, „capturen“ müssen, um das Bestehende zu erhalten – die ist pervers. Und es ist ja nicht nur die physische Energie, die eingesetzt werden muss, sondern es ist auch politische Energie. Politiker müssen uns permanent motivieren, fordern und fördern. Die Alten sollen nochmal mobilisiert werden, die Jungen müssen früher gefördert werden, ein Studium soll nicht mehr zwölf Semester oder zehn bis zum ersten Studienabschluss dauern, sondern nur noch sechs bis zum Bachelor. Sie sehen das auf allen Ebenen. Und ich werfe ihnen das gar nicht vor, sondern ich würde vermutlich auch so agieren, wenn ich Politiker wäre.

Man muss also politische Energien investieren, physische Energien, und darüber hinaus psychische sowieso, denn beschleunigen, innovieren und wachsen – das tun nicht Systeme oder Maschinen, das tun wir! Ja, *wir Menschen* müssen nächstes Jahr schneller laufen als dieses Jahr. Und die These, die ich damit verbinde, ist, dass diese Logik der gesellschaftlichen Einrichtungen systematisch ein Aggressionsverhältnis zur Welt stiftet. Ich glaube, das fühlen wir alle am Körper und gerade auch in der Pandemie. Unser Verhältnis zur Welt ist aggressiv. Warum? Weil die To-do-Liste explodiert. Jedes Jahr müssen wir ein bisschen mehr schaffen. Im Kleinen wie im Großen stehen wir dadurch in einem Aggressionsverhältnis zur Welt. Im Großen sehen wir das natürlich vor allem in der Öko-Krise. Die Industrien agieren immer rücksichtsloser, bohren immer tiefer nach Öl, graben nach seltenen Erden und Coltan und nach allem, was man sonst noch aus der Erde holen kann, und verpesten uns sozusagen damit. Das stiftet systematisch ein Aggressionsverhältnis zur Umwelt. In der Politik können Sie die wachsende Aggressivität auch sehen: Wenn Sie prekär leben und immer nur hören „Ja, wir müssen uns steigern, wir müssen besser werden“, und wenn sich das alles auf das Individuum niederschlägt, dann ist der Andere, der ständig eine andere Meinung hat, der ständig was anderes will, der anders liebt und anders glaubt und ich weiß nicht, was noch alles anders macht, der ist dann einfach nur ein Hindernis. Der soll's Maul halten.

Es gibt von meinem Kollegen Michael Bruter an der London School of Economics eine interessante Untersuchung, die sagt: Das Beunruhigende im Blick auf Demokratien ist, dass die politische Kultur sich wandelt. Der politisch Andersdenkende wird nicht mehr einfach nur als Dialogpartner, mit dem man sich auseinandersetzen muss, gesehen, sondern als ekelerregender Feind, den man zum Schweigen bringen muss. Und Sie sehen das in den USA, etwa an der Art und Weise, wie Republikaner und Demokraten gegeneinander stehen. „Lock her up“ zum Beispiel war der Ruf der Republikaner zu Hillary Clinton, „Sperrt sie ein“. Und in England konnten Sie das sehen zwischen „Brexiters“ und „Remainern“: Die einen waren verbissen für, die anderen absolut gegen den Brexit. Aber diese Logik der gegenseitigen Feindschaft und Verachtung sehen Sie derzeit in ganz Europa, etwa am Konflikt zwischen Impfgegnern und Impfbefürwortern, Abtreibungsgegnern und Befürwortern, Klimaschützer und -leugner, usw. Da haben wir keine Debatte mehr darüber, wie wir leben wollen, wie wir unsere jeweilige Lebensform einrichten, sondern die anderen sollen's Maul halten; wir betrachten die anderen als Feinde, die wir zum Verstummen bringen wollen! Und das auf beiden Seiten: Entweder erklären wir sie zu Faschisten oder zu sonst was, zu Landesverrätern etwa. Auf jeden Fall sieht man: Dieses Aggressionsverhältnis zur Welt, das aus dem permanenten Steigerungszwang kommt, der überhaupt kein Ende hat, weil es nie befriedet

werden kann, übersetzt sich auch in die Politik und es übersetzt sich in die individuelle Lebensführung.

Ich glaube auch, dass sich das in dem widerspiegelt, was Burnout heißt oder was wir als Burnout-Krise wahrnehmen. Die ist inzwischen wirklich dramatisch und hat sich nach den bisher vorliegenden Zahlen in der Corona-Krise nochmal verschärft. Alle Medien sind ständig voll davon, berichten von Menschen, die Burnout haben. Ich zitiere die Medien hier nicht als Beweis für das klinische Ausmaß psychischer Erkrankungen, sondern als Indikator für die gesellschaftliche Bedeutung der Angst davor. Häufig, wenn ich in einem großen Saal spreche, stelle ich die Frage, die auch hier ganz interessant wäre: Wer von Ihnen sagt sich manchmal oder hat zumindest gedacht im zurückliegenden Jahr: „Ich muss nächstes Jahr ein bisschen langsamer machen“, oder „Ich muss irgendwas loswerden, sonst krieg ich vielleicht auch noch Burnout“, oder „Ich bin Burnout gefährdet“? Da gehen in aller Regel fast alle Hände nach oben. Das ist bei Studierenden so, bei Berufstätigen, das ist sogar bei Rentnern so. Das Gefühl „Lange geht das nicht mehr gut“, das ist zum kulturell dominanten Gefühl in Europa geworden. Und das erst einmal völlig unabhängig davon, ob die steigenden Krankschreibungen wegen Burnout auch in Diagnosen gesichert sind. Wir wissen, dass man aufpassen muss mit solchen Zahlen. Aber ich glaube, der Diskurs an sich macht schon deutlich, dass es da eine Krise gibt. Und genau genommen haben wir es an beiden Stellen mit Energieproblemen zu tun: Wir überhitzen die Atmosphäre, erzeugen Hitze, erhöhen die Energieinvestitionen, wenden immer mehr Energie auf, um das Bestehende zu erhalten. Das erzeugt ein Energieproblem im Klima und ein Energieproblem für die Psyche: Beide brennen aus.

An dieser Stelle will ich einen weiteren Punkt hinzufügen, nämlich, was ich mit dem Begriff des rasenden Stillstands genau meine. Ich glaube, dass sich die Situation kulturell deshalb so verschärft hat – und darauf habe ich eingangs schon hingewiesen – weil wir den Sinn für die Vorwärtsbewegung verloren haben. Ich will ja gar nicht leugnen, dass dieses Steigerungsprogramm der Moderne die längste Zeit auch höchst attraktiv gewesen ist. Eigentlich können wir ihm nicht dankbar genug sein, es hat unglaublichen wirtschaftlichen Wohlstand in Europa hervorgebracht. Diese Logik der dynamischen Stabilisierung hat auch wissenschaftliche Entdeckungen hervorgebracht. An meinen Kritiker von Links würde ich sagen, wenn ihr das überseht, dann wird eure Kritik zahnlos, denn ich glaube schon, dass Markt und Kapitalismus wesentliche Motoren waren, die ganzen Möglichkeiten und die Ressourcen zu schaffen, über die wir heute verfügen. Damit waren bestimmte Vorstellungen, Versprechungen kultureller, fast quasi-religiöser Art verbunden: Durch die Steigerung der Produktivkraft – wie Marx gesagt hätte, und an dem Punkt hatte er einfach recht und Marcuse hat

das später aufgegriffen, die ganze Kritische Theorie eigentlich – ist im Prinzip eine Pazifizierung der Existenz möglich geworden. Wir würden, so das Versprechen, dadurch in der Naturbearbeitung und Mangelüberwindung so erfolgreich werden, dass wir nicht mehr ums tägliche Leben kämpfen müssen, dass wir nicht mehr Angst davor haben müssen, keinen Platz in der Welt zu haben, sozusagen illegitim, überflüssig zu werden; dass wir um unsere ökonomische Existenz nicht mehr kämpfen müssen, dass Knappheit überwunden wird. Das war doch logischerweise ein großes Versprechen! Übrigens auch das, dass durch den wissenschaftlichen Fortschritt Unwissenheit verschwinden wird: „Wir werden wissen, wie man richtig lebt.“ Und mit „richtig leben“ meine ich so etwas wie „richtig gebären“ oder „richtig lieben“ oder „richtig schlafen“ und „richtig essen“. Das war, Sie erinnern sich, das Versprechen auch der europäischen Aufklärung. Und noch darüber hinaus das Versprechen: „Durch die Beschleunigungsleistungen werden wir Zeitknappheit überwinden, wir werden Zeit im Überfluss haben!“

Inzwischen ist es offensichtlich, dass kein einziges dieses Versprechen auch nur annähernd eingelöst wird. Genau genommen glaubt keiner mehr – auch nicht unsere Wachstumsanhänger in der deutschen Ampel-Regierung oder im Europaparlament –, dass es besser wird. Der globale Konkurrenzkampf wird in Zeiten der Klimakrise noch viel schärfer werden, auch durch die aufholenden Länder wird sich das Problem bei uns verschärfen. Wir müssen uns darauf einstellen, dass alles noch viel härter wird in Sachen Konkurrenz und sich verknappender Ressourcen. So tönt es ja seit langem insbesondere aus ökonomisch interessierten Kreisen. Interessant daran ist, dass durch die ganze Entwicklung die Unsicherheit zunimmt, ich meine, nie war die Unsicherheit zum Beispiel darüber, was man essen oder nicht essen soll größer. Oder auch der Wahnsinn im Blick auf die Frage, wer was an Nahrung nicht verträgt. Es ist doch echt absurd: Wir wissen heute ganz viel über den Zusammenhang von Nahrung und Körper, aber wir wissen überhaupt nicht mehr, was wir essen sollen. Ich dachte zum Beispiel immer, viel Fett essen ist schlecht für das Gewicht, neulich habe ich gelesen, dass viel Fett gerade gut ist – sogar fürs Abnehmen. Und Zucker löse überhaupt keinen Zucker, keine Diabetes aus! Es ist egal, welche These Sie nehmen – die Menschen wissen wirklich nicht mehr, was sie eigentlich essen sollen. Sie kennen das auch sehr gut, wenn Sie selbst mit Kindern zu tun haben: Da sagen die einen, „Also, ich kann das nicht essen“, die anderen „Ich darf jenes nicht essen“, wieder andere „Ich darf das nicht mit jenem essen“, „Ich soll morgens essen“, „Ich soll´s Frühstück weglassen“, „Ich soll zwölf Stunden gar nichts essen“, kurzum: Wir wissen es nicht mehr!

Man kann das auch an einem weiteren Beispiel zeigen, auf einem Gebiet, bei dem ich mich als Mann besser in Demut übe. Aber ich finde es trotzdem interessant, nämlich beim Thema Schwangerschaft. Wir sehen, dass die

Angst vor dem Gebären *zunimmt*, je mehr wir darüber wissen. Damit zusammen hängt auch das Gefühl der Ohnmacht, weil es die Geräte sind, der Ultraschall zum Beispiel, die sagen, was ich machen soll und wie es um mich und das Kind steht. Mein eigenes Empfinden spielt keine Rolle mehr. Wie man eigentlich Kinder gebärt, wissen wir heute weniger, als wir in den ganzen Jahrhunderten oder Jahrtausende davor gewusst haben.

Dieses Nichtwissen nimmt in allen Bereichen zu, übrigens auch mit der Folge, dass Menschen mit sich selber unzufrieden werden. Es gibt eine interessante Studie, die sagt, dass sich Menschen vor der Wende – und zum Teil bis heute – in Ostdeutschland eigentlich viel wohler in ihrer Haut fühlten als in Westdeutschland. Das Gefühl, nicht genug zu sein, mit sich nicht zufrieden zu sein, eigentlich ganz anders sein zu müssen, das nimmt permanent zu. Wir haben nicht mehr den Sinn dafür, durch diese Steigerung zum guten Leben zu finden, zu einem gelingenden Weltverhältnis. Wir merken jetzt: Das löst das Versprechen nicht ein. Trotzdem will Europa unverdrossen weiterwachsen. Auch die Oppositionsparteien haben nichts anderes anzubieten.

Die europäische Moderne, das moderne Gesellschaftssystem, war so erfolgreich und auch so verheißungsvoll, weil und solange Menschen das Gefühl hatten, für eine bessere Zukunft zu arbeiten. Das können Sie an Daten aus allen westlichen oder frühindustrialisierten Gesellschaften sehen: Dort haben Eltern immer in der Überzeugung gearbeitet – nicht nur im Bürgertum, sondern bis weit in die Arbeiterschicht oder in die Mittel- und Unterschichten hinein –, dass sie hart arbeiten, sich anstrengen, Opfer bringen, damit es die Kinder einmal besser haben. Das war eine ganz starke Überzeugung und Motivationskraft, die übrigens auch intergenerationale Resonanz oder Verbundenheit geschaffen hat. Wir arbeiten hart und wir opfern auch viel, und die Kinder werden in dieses Reich der Freiheit sozusagen eintreten, „denen wird's mal besser gehen“. Jetzt dagegen können Sie flächendeckend sehen – und das Silicon Valley ist da der Vorreiter – dass sowohl Eltern als auch Kinder sagen: „Wir müssen alles tun, was wir können, damit es der nachfolgenden Generation nicht viel schlechter gehen wird als uns.“ Gerade im Silicon Valley sind die Suizid- und Depressionsraten besonders hoch, weil die Kinder dort überzeugt sind: „Wir werden diesen Standard niemals halten können.“ Und inzwischen zeigt die empirische Sozialforschung von Japan bis in die USA und erst recht durch Europa oder Australien, dass die Eltern, ja die Mehrheit der Erwachsenen denkt, dass wir alles tun müssen, was wir können, damit es den Kindern nicht schlechter geht. Das ist für mich ein entscheidender Punkt: Wir haben nicht mehr das Gefühl, wir gehen auf eine verheißungsvolle Zukunft zu, sondern wir laufen vor einem Abgrund weg, der uns von hinten einholt. Das meine ich mit dem Begriff des rasenden Stillstandes: Wir müssen jedes Jahr schneller

laufen, um nicht in den Abgrund, der hinter uns immer schneller, immer näher kommt – nicht zuletzt durch die Klimakrise – abzustürzen.

Kommen wir nun endgültig zu dem, was ich dem entgegensetzen will, und warum ich glaube, dass man Kirchen braucht: Demokratie funktioniert im Aggressionsmodus nicht, ich glaube das kann man ganz grundsätzlich sagen. Die Losung „Gib mir ein hörendes Herz“ von König Salomo in der Bibel erlangt also auch eine politische Dimension. Die hat sie ja auch schon in der Bibel: Salomon bittet Gott, als er ganz jung noch und unerwartet König wird, nicht um Macht oder Waffen oder Verbündete, sondern um ein hörendes Herz. Das ist ja eigentlich eine passive, eine empfangende Qualität. Genau derer bedarf es auch in der Demokratie – und übrigens auch in den Kirchen. Lange genug hat es in der Kirche weit mehr gefehlt als in der Demokratie, und oft tut es das auch heute noch. Aber bleiben wir bei der Demokratie, jener für Europa ja auch so grundlegenden und kennzeichnenden Einrichtung. Auch sie birgt ja ein großes Versprechen. Dieses Versprechen besteht darin, dass jeder und jede eine Stimme haben darf und soll, auch diejenigen, die der Politik oder den Kirchen nicht passen. Demokratie funktioniert nur, wenn jede und jeder eine Stimme hat, die hörbar gemacht wird. In letzter Zeit komme ich aber mehr und mehr zur Überzeugung: Es gehören auch Ohren dazu. Es reicht nicht, dass ich eine Stimme habe, die gehört wird, ich brauche auch Ohren, die die anderen Stimmen hören. Und ich würde noch darüber hinausgehen und sagen, mit den Ohren braucht es auch dieses hörende Herz, das die anderen hören und ihnen antworten *will*. Der andere soll eben gerade nicht sein Maul halten, weil er sowieso ein Volksverräter oder ein Idiot oder sonst was ist. Das ist ganz schön schwer in der heutigen Gesellschaft. Die Menschen halten sich gegenseitig für Idioten. Das wiegt besonders dann schwer, wenn man doch so ganz und gar auf Demokratie setzt. Demokratie ist das zentrale Glaubensbekenntnis unserer Gesellschaft, aber eben sie erfordert Stimmen, Ohren und hörende Herzen. Ich habe das schon öfter am Flüchtlingsbeispiel deutlich gemacht. Die einen sagen, wir haben viel zu viele Flüchtende nach Europa gelassen, das sind doch Staatsverräter, die die Grenzen aufgemacht haben, und die anderen sagen aber: wir sind selbst die Verbrecher, weil wir die Flüchtenden alle an den Grenzen ertrinken und erfrieren lassen, weil wir egoistisch sind und selbstsüchtig und bereit, dafür über Leichen zu gehen und Grundrechte ausser Kraft zu setzen. Beide Seiten hatten und haben das Gefühl, es gehe eigentlich um einen Kampf gegen Verbrecher. Deshalb finde ich übrigens unbedingt, wir sollten es mit Max Weber halten, der sagt, intellektuelle Redlichkeit heißt, erst einmal zu hören, dass es da auf der anderen Seite vielleicht auch Argumente gibt, die mich sogar etwas angehen, die mir etwas zu sagen haben. Das ist das republikanische Verständnis von Demokratie, dass sich Bürgerinnen und Bürger als solche begegnen, die einander etwas zu sagen haben, und das heißt eben nicht nur

„Ich hab *dir* was zu sagen“, oder „Dem habe ich mal *meine* Meinung gesagt“, sondern „*Du* hast *mir* auch was zu sagen“, „Ich will mich von *dir* erreichen lassen“. Der republikanische Gedanke von Demokratie ist, dass durch dieses wechselseitige Erreichen wechselseitige Transformation stattfindet. Und das ermöglicht uns mit Hannah Arendt gesprochen, *Natalität*: Es befähigt uns, neu anzufangen, Neues hervorzubringen.

Deshalb will ich sagen: Demokratie bedarf eines hörenden Herzens, sonst funktioniert sie nicht. Ein solches hörende Herz fällt aber nicht vom Himmel, überhaupt ist diese Haltung in einer Aggressionsgesellschaft besonders schwer einzunehmen.

Meine These lautet daher, dass es insbesondere die Kirchen sind, die über Narrationen, über ein kognitives Reservoir verfügen, über Riten und Praktiken, über Räume, in denen ein hörendes Herz eingeübt und vielleicht auch erfahren werden kann. Das wäre die Grundthese, die ich gleich darlegen möchte: Wir müssen uns anrufen lassen. Das sage ich als Soziologe schon sehr lange und wiederhole es jetzt nicht nur, weil ich auf der Konferenz der europäischen Kirchen bin. Wir haben eine Krise der Anrufbarkeit, und die zeigt sich in der Glaubenskrise und in der Demokratiekrise gleichermaßen. Mit Bruno Latour würde ich das so ausdrücken: Das Wichtigste ist, dass ich AUFHÖRE.

Das ist eins meiner Lieblingswörter – aufhören. Und das hörende Herz passt da gut dazu. Einerseits meint dieses großartige Wort „aufhören“ im Deutschen anhalten, stoppen. Andererseits heißt das Wort auf-hören, dass ich, während ich am Abarbeiten der To-do-Liste bin, mich im Hamsterrad, im rasenden Stillstand verausgabe, aufwärts höre, nach außen lausche, nach oben höre, mich anrufen und erreichen lasse von etwas anderem, von einer anderen Stimme, die etwas anderes sagt als das, was auf meiner To-do-Liste steht, und was sowieso erwartbar ist und sozusagen im funktionalen Austausch besteht.

Die Gesellschaft, ja die europäische Demokratie bedarf der Fähigkeit, sich anrufen zu lassen. Diese Fähigkeit habe ich mit dem Begriff der Resonanz zu fassen versucht, es ist nicht nur eine Fähigkeit, es ist ein anderes Weltverhältnis. Wenn meine Diagnose richtig ist, dann stehen wir genau vor diesem Problem: Wir sind immerzu im Aggressionsmodus, denn wir müssen das noch abarbeiten, jenes kaufen, wir wollen dies haben, das erfahren, und so weiter. Und die Frage ist, geht es auch anders? Die moderne Grundhaltung ist auf Kontrolle, Dominanz, Herrschaft gerichtet. Das haben uns Adorno und Horkheimer in der *Dialektik der Aufklärung* vor Augen geführt. Schon beim Musikhören stellen wir aber fest: Hier geht es eigentlich nicht ums Kontrollieren, Steigern. Nicht beim Hören; beim Musik Machen vielleicht, da können wir uns noch darüber streiten, aber beim Hören, da höre ich einfach nur. Aber irgendwie bin ich dann doch versucht, rasch noch

nebenher diese SMS zu schreiben und mal zu gucken, was die Nachrichtenmedien schreiben, und höre damit eigentlich schon auf, Musik zu hören. Aber plötzlich, plötzlich höre ich auf! Ich höre auf, da erreicht mich etwas! Musik hat oft die Kraft, uns zu transformieren. Manchmal habe ich das Gefühl, dass man das sogar leiblich spürt, also wenn einen Musik ergreift, oder wenn einen irgendetwas anruft und man darauf reagiert. Da ändert sich sozusagen der körperliche Aggregatzustand. Man merkt richtig: Da kommt so etwas wie Atem, eine atmende Weltbeziehung ins Leben. Und genau das ist dieser Moment, da erreicht mich etwas, ja da ruft mich etwas an. Dann weiß ich noch nicht, was dabei herauskommt, angerufen zu sein, aber so beginnt ein Resonanzmoment.

Resonanz hat für mich vier bestimmende Elemente, oder Momente: Das erste ist die *Affizierung*, vielleicht kann man sogar sagen: Die Anrufung: Etwas ruft mich an, bringt mich zum Auf-hören, und deshalb muss dieses etwas, kann es nicht einfach das sein, was ich schon immer gedacht habe. Es kommt hier ein transgressives Moment ins Spiel. Resonanz ist nicht die reine Harmonie und die reine Übereinstimmung, denn sonst wäre es keine Resonanz. Wenn ich nur immer dasselbe höre, nur verstärkt, wenn ich nur bestärkt werde in dem, was ich schon immer gedacht, gefühlt oder getan habe, dann kann man das nicht als Resonanzverhältnis beschreiben, denn Resonanz bedeutet das Hören eines dezidiert Anderen, und das kann durchaus auch irritierend sein. Da erreicht mich eine andere Stimme in irgendeiner Form. Das kennen wir alle, das ist keine geheime Fähigkeit, die man erst erlernen müsste, das machen schon kleine Kinder und die Säuglings- und Entwicklungsforschung belegt das. Es ist dieses erste Moment, wenn das Kind auf-hört und feststellt, dass das, was es selber tut, mit dem, was es da erreicht, in eine Wechselwirkung tritt. Es macht beispielsweise ein Geräusch und es hört, und die Mama oder wer auch immer es ist, der sich da um mich kümmert, der antwortet darauf!

Hier entsteht das zweite Moment von Resonanz, nämlich die *Selbstwirksamkeit*. Das, was ich tue, tritt mit diesem anderen in eine Art von Verbindung. Verbundenheit ist ein wichtiges Moment und die Grundform von Resonanz heißt für mich Hören und Antworten; etwas erreicht mich und ruft mich an und ich stelle plötzlich fest, es entsteht eine Verknüpfung dadurch, dass ich in der Lage bin, auf das Empfangene zu reagieren. Man kennt das vielleicht aus Situationen an der Universität; oder viele von Ihnen kennen das aus dem schulischen Kontext oder aus der Arbeit mit Jugendlichen; oder wenn man zu irgend einer Gelegenheit in einem vollen Saal spricht – oder zu einer Kirchengemeinde predigt: Da hat man häufig das Gefühl, dass man zu einer Wand spricht. Man sieht stumpfe, teilnahmslose Gesichter oder müde Blicke, oder die Leute hängen sowieso über dem Handy, sind halb eingeschlafen. Oder Leute hassen einen, weil man das Falsche sagt, oder

gendert oder eben nicht gendert – kann man heutzutage in beiden Fällen ordentlich Prügel einstecken. Aber man spürt dann auch ganz genau, wenn sich das gegenteilige Verhältnis einstellt: Da sieht man plötzlich und buchstäblich, wie Resonanz entsteht, wenn ein Gedanke geäußert wird – da ändert sich die Körperhaltung, die Blickrichtung, der Blick selbst, die Augen leuchten auf, etwas kommt in Bewegung. Wenn man das zu messen versucht – das Max Planck Institut für empirische Ästhetik in Frankfurt macht so etwas – dann kann man das sogar sichtbar machen: Da, wo ich plötzlich aufhöre, wo ich mich erreichen lasse von etwas, da ändert sich sogar meine Atemfrequenz, mein Herzschlag, mein Hautwiderstand, und es kommt zu einer veränderten Hormonausschüttung. Wir reagieren auf den Anruf, wir machen etwas damit und genau da fühlen wir uns lebendig. Das ist der Moment des Sich-lebendig-Fühlens. Das sagen auch Bruno Latour, Corinne Pelluchon, Andreas Weber und viele andere. Der Moment der Lebendigkeit ist genau der, an dem ich nicht nur angerufen werde, sondern plötzlich feststelle: Ich kann mit dem, mit der Stimme, die mich da erreicht, mit der Musik, die mir da begegnet, etwas machen. Manchmal allerdings gelingt uns genau dies auch nicht. Dann können wir auch bei so schöner Musik, wie wir sie gerade gehört haben, feststellen: Das ist zwar mein Lieblingslied, aber es erreicht mich (diesmal) überhaupt nicht. Weil mir dieses Antworten, die Fähigkeit des Auf-Hörens, in dem Moment fehlt, dieses Entgegengehen, ja das Sich-Öffnen und Etwas-darausMachen.

Wo es uns aber gelingt, selbstwirksam auf eine Berührung zu reagieren, stellt sich das dritte Moment der Resonanz ein: Das Moment der *Transformation*. Da, wo Resonanz zustande kommt, wo ich wirklich aufhöre und mich mit dem, was mich erreicht verbinde, verwandle ich mich, komme ich in eine andere Stimmung und auf andere Gedanken. Ich fange an, die Welt anders zu sehen, oder anders zu denken. Es ist übrigens so: Wenn ich in tiefer Depression bin oder im Burnout, dann bin ich nicht mehr resonanzfähig. In der Resonanz geht es nicht um kognitiv erfassbaren Sinn, der wäre vom Burnout unangetastet. Burnout ist quasi das Gegenteil von Resonanz, Burnout ist der Zustand, in dem ich nicht mehr resonanzfähig bin, in dem ich von nichts mehr erreicht werde und auch nichts und niemanden zu erreichen vermag, hier fehlt mir die Anrufbarkeit und auch die Selbstwirksamkeit, und dann fühle ich mich auch innerlich erstarrt, geradezu bewegungsunfähig. Wenn ich dagegen die Erfahrung der Resonanz mache und mich anrufen lassen kann, dann mache ich auch die Erfahrung der Transformation: Ich bin nicht mehr der oder die Gleiche, sondern ich verwandle mich in dem Moment der Erfahrung. Das ist, wie gesagt, dieser Moment der Lebendigkeit.

Das Entscheidende dabei ist nun allerdings, dass ich diesen Moment nicht erzwingen kann. Ich kann teure Eintrittskarten kaufen, für das beste Konzert, und denken: „Heute Abend!“ Bei meinem ersten Pink-Floyd-Konzert habe ich

gedacht: „Heute werde ich die Erleuchtung erfahren“. Aber irgendwie war es nicht so. Ich weiß nicht warum, ich fand's langweilig. Obwohl es mir fast wie Gotteslästerung vorkommt, das zu sagen; Pink Floyd sind meine Lieblingsband und die Helden meiner Jugend. Übrigens versuchen wir uns, wenn so etwas passiert, dann immer mit Gewalt einzureden, dass es doch wahnsinnig toll war, dass es unglaublich gut war! Ich glaube, je stärker Leute in ostentative Begeisterung ausbrechen, umso weniger Resonanz war wahrscheinlich tatsächlich vorhanden. Man kann es nicht erzwingen, auch nicht mit den teuersten Karten und nicht mit dem besten Setting. *Candle-Light-Dinner* ist auch so ein Ding, oder *Weihnachten*: Am Heiligabend ist die Erwartung am höchsten, bis 17 Uhr sind wir meist ganz im Alltagsbewältigungsverzweiflungsmodus, und dann wollen wir plötzlich und pünktlich ganz in Resonanz gehen mit der Familie, mit der heiligen Familie und mit der heiligen Botschaft noch dazu und, ehrlich gesagt, wissen alle, die in entsprechenden Stellen arbeiten: Nie ist die Entfremdung und das Konfliktpotenzial größer als genau zu diesem Zeitpunkt. Weil man Resonanz nicht herstellen kann und schon gar nicht auf Knopfdruck. Daran scheitert meist auch das Candle Light Dinner: Es führt zu Streit statt zu Resonanz. Das vierte Moment der Resonanzbeziehung ist daher ihre Unverfügbarkeit: Man kann sie nicht herstellen, kaufen oder erzwingen.

Wenn aber das Gegenteil geschieht, wenn sich wirklich Resonanz ereignet, dann findet auch Transformation statt. Das Spannende daran ist – und ich glaube, das habe ich bislang unterschätzt: Niemand kann vorhersagen, was dabei herauskommt. Das ist ganz wichtig: Wenn Kirche glaubt, sie weiß immer schon was richtig ist und was herauskommen soll, dann ist sie keine Resonanzinstitution mehr, sondern ein Resonanzkiller. Natürlich, wenn wir später miteinander in die Diskussion gehen, dann kann es sein, dass ich das sage, was ich immer sage, dass ich schon genau weiß, was ich auf ein Argument antworte, weil ich es so schon hundert Mal gemacht habe. Und die anderen Gesprächsteilnehmer, die Vertreter anderer Kirchen, machen es vielleicht auch so, sie sagen das, was sie schon zehn Mal gesagt haben und dann leben wir eben damit, dass diese Diskussion resonanzfrei bleibt. Aber es kann auch sein, dass es plötzlich passiert, dass wir uns erreichen lassen, dass wir auf-hören und sagen: „So habe ich das noch nie gesehen“. Dann entsteht daraus etwas Neues, aber es ist vollständig unmöglich vorherzusagen, erstens ob es passiert und zweitens an welcher Stelle und drittens, was dann dabei herauskommt. Zur Unverfügbarkeit der Resonanz gehört daher ihre Ergebnisoffenheit. Resonanz ist ein schlechtes Mittel, wenn es einem nur um Optimierung geht: Bei Optimierung weiß ich ja stets im Voraus schon genau, was herauskommen soll. Mein Kollege Hans Joas spricht an dieser Stelle von der *Kreativität des Handelns*, aber eigentlich ist meine Lieblingsmetapher für diesen Moment der Begriff der Natalität von Hannah Arendt, den ich schon erwähnt habe: Da entsteht plötzlich der neue

Gedanke, den ich vorher nicht gedacht habe, und Sie auch nicht. Deshalb ist Resonanz sozusagen der Ort der Entstehung des Neuen. Aber dieses Neue ist unverfügbar, man kann das nicht vorhersehen und vorhersagen.

Was brauchen wir also in dieser Gesellschaft? Ich glaube, diese Gesellschaft braucht die Rückbesinnung auf genau diese Fähigkeit der Anrufbarkeit und die Erfahrung der entsprechenden ergebnisoffenen Selbstwirksamkeit. Das funktioniert auf der einen Seite dispositionally, das heißt, wenn ich fähig bin, aus dem Aggressionsmodus herauszutreten; für einen Moment nicht zu fragen: „Was habe ich davon? Was kriege ich? Was will ich noch erreichen? Was kann ich kontrollieren? Was beherrsche ich? Was beherrsche ich nicht?“ Vielleicht kann man sagen, es braucht ein Sich-nackt-Machen, man muss sich berührbar machen und das heißt immer auch, sich verletzlich machen. Und das ist natürlich super riskant in einer Gesellschaft, die auf Konkurrenz basiert und auf Steigerung zielt. Jedenfalls brauche ich zunächst eine bestimmte Haltung, und die Haltung garantiert mir noch nicht, dass es dann tatsächlich zu Resonanz kommt. Ich brauche dafür auch die entsprechenden sozialen und materialen Räume.

Meine Behauptung ist, dass Religion tatsächlich über eben jene Räume verfügt, oder zumindest: Dass sie im Kern darauf abzielt, solche Räume bereit zu stellen. Sie verfügt über die Elemente, die uns daran erinnern können, dass eine andere Weltbeziehung als die steigerungsorientierte, auf Verfügbarmachung zielende möglich ist. Angefangen beim Zeitkonzept, denken Sie nur an Lieder wie „Meine Zeit steht in deinen Händen“ oder an das Kirchenjahr. Dazu hat mein Vater immer gesagt: „Es ist total langweilig, da passiert ja nix, jedes Jahr das Gleiche, seit 2000 Jahren.“ Ich würde entgegen: „Das ist genau der Punkt! Keine Innovation, keine Steigerung, kein Wachstum!“ Das ist eine andere Konzeption von Zeit als unser Konzept von Zeit als ökonomischer Ressource, die wir da haben. Auch das Raumkonzept ist ein anderes: Wenn Sie in eine Kirche gehen, gibt es dort nichts, was Sie sozusagen verfügbar machen können, was sie unter Kontrolle bringen, oder dominieren können. Der Aggressionsmodus findet da gar kein Ziel. Gut, außer natürlich Sie sind Kirchenhasser und würden gerne das Kreuz von der Wand reißen, das gibt's natürlich auch. Aber Leute, die nicht in so einer Absicht dort hineingehen, die geraten in einen räumlichen Kontext, in dem die Aggressionshaltung für einen Moment verschwindet. Sie nehmen das buchstäblich am ganzen Körper wahr.

Aber der entscheidende Punkt scheint mir zu sein, dass das gesamte religiöse Denken, die ganze Tradition, die besten religiösen Deutungen auf die Idee und Vergegenwärtigung von Resonanzverhältnissen hin angelegt sind. Ich habe das erst nachträglich gelernt, nachdem ich das Resonanzbuch geschrieben hatte, aber nehmen wir etwa das Beispiel der Perichorese, die

Dreifaltigkeit: Hier handelt es sich um ein Resonanzverhältnis zwischen Vater, Sohn und Heiligem Geist – und vielleicht auch zu uns als Glaubenden. Ich habe schon einmal darüber geschrieben, ob insbesondere die katholische Religion als Konfession möglicherweise über Resonanzqualitäten verfügt, und ich würde sagen: Ja! Über ganz viele sogar, und ich glaube, fast über mehr oder jedenfalls andere als der Protestantismus, und auch über leiblichere. Ich war als Kind immer neidisch, zum Beispiel darauf, ein Kreuzzeichen zu machen oder die Fingerspitzen ins Weihwasser zu tauchen oder auch wenn es daran geht, die ganzen Heiligen anzurufen. Die Idee ist bei all diesen Gesten und Riten immer, dass wir eine Art von Verbindung herstellen, eine Resonanzverbindung zur Welt und zu einer anderen Welt. Etwas berührt mich und löst in mir eine transformatorische Wirkung aus, dass ist die Vorstellung, die da geteilt und erfahrbar wird.

Übrigens ist die Sehnsucht nach solchen Resonanzen in der Gesellschaft ja auch weit über religiöse Kontexte hinaus unglaublich hoch. Meines Erachtens – und bestärkt auch durch eine sehr gute Dissertation, die Hana Dolezalova zu dem Thema in Jena geschrieben hat – lassen sich fast alle Phänomene, die unter dem Label von ‚New Age‘ oder der Esoterik laufen, als Ausdruck einer tief verwurzelten Resonanzsehnsucht und auch Resonanzüberzeugung deuten. Menschen suchen in Steinen und Kräutern, Bächen und Bergen und in den Sternen nach Resonanzen, wollen sie daran oder daraus wiedergewinnen.. „Ja, zwischen dem Edelstein und mir herrscht irgendwie eine Beziehung“ oder zwischen den Bachblüten und mir, oder zwischen dem Heilwasser und mir. Vor dem bösen Blick und den geheimnisvollen Erdstrahlen dagegen muss ich mich schützen. Das sind lauter Resonanzvorstellungen. Der Grund dafür, warum Astrologie und Horoskope nach wie vor so verbreitet wie beliebt sind ist nicht der, dass sie aus astronomischer Sicht plausibel wären oder gute Erklärungsmodelle bieten. Die meisten Menschen, die sie konsultieren, rechtfertigen sich mit Sätzen wie „Ich glaube ja nicht wirklich daran, aber trotzdem...“. Trotzdem was? Ich glaube, sie sind selbst für viele spätmoderne Menschen so attraktiv, weil sie einen Sinn dafür geben, dass zwischen dem die Welt umspannenden Äußersten, oder der umgreifenden Realität, dem Kosmos, und unserem Innersten, unserem Schicksal, eine Beziehung besteht – eine Resonanzbeziehung.

Ich glaube, eben daraus gewinnt auch die Religion per se ihre große Kraft; daraus nämlich, dass sie eine Art vertikales Resonanzversprechen gibt, dass sie sagt: Am Grund meiner Existenz liegt nicht das schweigende, kalte, feindliche oder gleichgültige Universum, sondern eine Antwortbeziehung. Für mich ist das der Kern religiösen Denkens in den monotheistischen Religionen, aber wahrscheinlich auch weit darüber hinaus, also ganz sicher im Hinduismus und auch im Buddhismus. Aber bleiben wir beim Christentum:

Für mich ist die Grundidee dort, dass am Grund meiner Existenz nicht das schweigende Universum, ein kalter Mechanismus, der nackte Zufall oder gar ein feindliches Gegenüber liegt, sondern dass dort eine Antwortbeziehung steht. „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein“. Wenn das kein Resonanzappell ist! Etwas hat mich angerufen und mich gemeint. Oder vergegenwärtigen Sie sich die Vorstellung: „Ich habe dir den Atem des Lebens eingehaucht“. Es gibt unendlich viele solcher Bilder in der Bibel, und ich interpretiere sie deshalb als ein einziges Dokument des Schreiens, Rufens und Flehens danach gehört zu werden, Resonanz zu finden, Widerhall zu finden angesichts einer schweigenden Sternenwelt.

Und die Bibel, der Glaube, die Kirche gibt diese eine Antwort, dieses eine Versprechen: Da ist einer, der hat *dich* gemeint, der hat *dich* angerufen, der *hört* dich auch, auch wenn er nicht im Hier und Jetzt verfügbar ist. Resonanz an sich ist konstitutiv unverfügbar, das haben wir gerade gehört, auch mit Resonanz mit Menschen im gleichen Raum, aber das Entscheidende ist das Versprechen, oder ist es eine Verheißung? Dass wir in einer Resonanzbeziehung stehen. Die Kirchen können dieses Versprechen sehr leicht brechen, wenn sie selbst zur stahlharten Autorität werden, die nicht mehr auf-hört, die schon weiß und deshalb auch die Menschen nicht hört, sondern ihnen befiehlt und womöglich sie sogar missbraucht. Aber sie hat die Möglichkeit, die Potentiale, Resonanzräume zu eröffnen und zu erhalten. Und dort bildet sich eine fühlbare, körperlich sichtbare Resonanzachse zum Beispiel in der Gebetshaltung; da wird das Gemeinte sogar physisch spürbar. Als Soziologe habe ich mich da gefragt: „Wenn einer betet, richtet der sich eigentlich nach außen oder nach innen?“ Und die erstaunliche Erkenntnis war: Nach beidem zugleich! Da entsteht ebendiese Achse aus dem Grund meiner Existenz. Dort, am Grund seiner Existenz steht der Betende in einer Beziehung zum umgreifenden Andern, wie Karl Jaspers es ausdrückt. Das Wesen meiner Existenz ist eine Resonanzbeziehung.

Das ist nicht nur ein theologischer Gedanke, sondern es ist eine gelebte religiöse Praxis, schauen wir beispielsweise auf das Abendmahl. Da werden sogar drei Resonanzachsen gleichzeitig aktiviert, die zwischen Menschen, von Menschen zu Dingen und zum umgreifenden Andern – da entsteht *communio*, eine Beziehung zwischen den Menschen und eine Beziehung zum umfassenden Ganzen. Es geht mir nicht um die Frage, ob es vernünftig ist zu glauben, ob es einen Gottesbeweis gibt, ob die Bibel die Welt erklärt oder gar Gottes Wort ist oder irgend so etwas. Alle diese Fragen kann ich als Soziologe nicht nur nicht beantworten, sondern nicht einmal sinnvoll stellen. Es geht mir um die Frage, welche Art von Weltbeziehung aus der oder in der religiösen Praxis entsteht. Mein letztes Wort ist deshalb: Religion hat die Kraft, sie hat ein Ideenreservoir und ein rituelles Arsenal voller entsprechender Lieder, entsprechender Gesten, entsprechender Räume,

entsprechender Traditionen und entsprechender Praktiken, die einen Sinn dafür öffnen, was es heißt, sich anrufen zu lassen, sich transformieren zu lassen, in Resonanz zu stehen.

Wenn die Gesellschaft das verliert, wenn sie diese Form der Beziehungsmöglichkeit vergisst, dann ist sie endgültig erledigt. Und deshalb kann die Antwort auf die Frage, ob die heutige Gesellschaft noch der Kirche oder der Religion bedarf, nur lauten: Ja! Vielen herzlichen Dank fürs Zuhören!